

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Deitmer, Sabine
Scharfe Stiche

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Meine Türklingel schellte. Lang und anhaltend. Irgendwie eindrucksvoll. Ich warf die Bettdecke zurück und schwang mich aus dem Bett. Auf dem Weg zur Tür schlüpfte ich in meinen Kimono und strich mir mit der Hand durch meine Haarstoppeln. Es klingelte ein zweites Mal. Ich sah durch den Spion. Ein Mann wischte sich mit einem Taschentuch die Schweißperlen von der Stirn. Ich öffnete die Tür.

Er versenkte das Taschentuch in seiner dunkelblauen Hose.

»Sind Sie Frau Stein?«, erkundigte er sich.

»Ja«, bestätigte ich. »Beate Stein.«

»Ich habe ein Einschreiben für Sie.« Er klappte die Lasche der schwarzen Tasche auf, die über seiner Schulter hing, und zog ein hellbraunes Kuvert heraus.

Ich warf einen Blick auf den Umschlag, versuchte den Absender zu entziffern. Es gelang mir nicht.

»Wenn Sie mir bitte den Erhalt des Einschreibens quittieren würden.« Er hielt mir ein Brett entgegen, auf dem das Formular mit einer Klemme befestigt war. Und einen Stift. »Dort bitte.« Er zeigte auf die Stelle, wo ich unterschreiben sollte.

Ich malte brav mein Autogramm. Er reichte mir das hellbraune Kuvert, und ich gab ihm Brett und Stift zurück.

Er verstaute beides in seiner großen Tasche.

Ich sah auf den Umschlag in meiner Hand, las den Absender. Vera Kuhlmann, Hotel Eden Roc, Ascona, Schweiz.

»Arbeiten Sie bei der Polizei?«, fragte er.

»Wer hat Ihnen das verraten?«, erkundigte ich mich.

»Meine Tochter sammelt Artikel über die Polizei. Alles, was in der Zeitung steht. Sie hat auch welche von einer Kriminalkommissarin, die heißt Stein, so wie Sie.«

»Das bin ich«, gab ich zu. »Ich verdiene bei dem Verein meine Brötchen.«

»Meine Tochter hat sich jetzt bei der Polizei beworben.« Er sah mich mit sorgenvollem Gesicht an.

»Wir können gute Leute gebrauchen«, sagte ich.

»Sie muss da in zwei Wochen zu so einem Test.« Sein Blick wanderte hinunter zu meinen nackten Füßen. »Und da fragt man sich, was die für Leute wollen. Was die da wohl so testen.«

»Das ist eine ganz schöne Mühle«, seufzte ich mitfühlend.

»Wir können ihr da ja nicht helfen. Da muss sie allein durch. Aber haben Sie vielleicht eine Idee, wie sie sich vorbereiten kann?«

Ich stand eine Weile da mit dem Umschlag in der Hand und überlegte. Sein Blick hing erwartungsvoll an meinem Gesicht.

»Die meisten scheitern an der Rechtschreibung«, sagte ich. »Lassen Sie sie Diktate schreiben, bis sie keinen Fehler mehr macht. Und dann ...« Ich überlegte. »Bauen Sie sie auf, vorher. Damit sie sich gut verkaufen kann. Sagen Sie ihr, sie soll sich genau überlegen, warum sie zur Polizei will. Danach wird sie sicher gefragt.«

»Selbstbewusst ist sie ja.« Sein Gesicht hellte sich auf.

»Na also«, sprach ich ihm Mut zu.

»Frau Stein.« Sein Körper straffte sich, und er hielt mir seine Hand entgegen. »Ich danke Ihnen vielmals.«

»Toi, toi, toi für Ihre Tochter.« Ich drückte ihm die Hand. »Grüßen Sie sie von mir. Und viel Glück.«

»Das wird sie freuen, Frau Stein, ganz bestimmt.«

Er drehte sich um und stieg die Treppe hinab.

Ich schloss die Tür und lief in die Küche. Ich legte den braunen Umschlag auf den Küchentisch. Vera Kuhlmann war keine Unbekannte für mich. Vor ein paar Jahren waren wir uns begegnet, bei den Ermittlungen zu einem Mordfall. Eine eindrucksvolle Dame. Ich sah sie vor mir in der Uniform ihres Berufs. So wie sie mir zum ersten Mal begegnet war. Mit einer schwarzen Lederkorsage und Netzstrümpfen.

Ich griff nach einem Messer und schlitzte den Umschlag auf.

Ein buntes Foto fiel heraus. Ich nahm es in die Hand. Vor einem weißen Hintergrund posierte ein nackter Mann. Das Fleisch hellrosa wie das eines Ferkels. Er kniete, die Arme mit den Handballen aufgestützt. Er war nackt bis auf die roten Riemen einer Art von Geschirr, das um den Hals gelegt war, um die Brust, um die Oberschenkel. Es war ein gut gebauter, kräftiger Mann. Die Haut fest und stramm. Die Haare, die in Kreisen um die Brust herum wuchsen, waren dunkel. Dunkler Haarflaum zog sich von oben nach unten in einer geraden Linie über seinen rosa Bauch. Sein Kopf steckte in einer weißen Maske mit knallroten Ohren, die weit abstanden, der Mundbereich eine schwarze Schnauze. Zwei runde Gläser, die wie Bullaugen aussahen, gaben den Blick auf die Augen frei. Die Farbe der Augen ließ sich nicht erraten. Dunkelbraun, grau, schwarz lagen sie hinter dem Glas.

Ich holte ein Blatt weißes Papier aus dem Umschlag heraus und klappte den Bogen auf. ›Sehr geehrte Frau Stein‹, las ich. Schwarze Druckbuchstaben, die vermutlich mit dem Computer auf das Papier gezaubert waren. ›Ich wollte Ihnen immer schon schreiben. Tanja hat es geschafft. Sie ist über den Berg und hat ihr altes Leben hinter sich gelassen. Es hat sich gelohnt. Das beiliegende Foto ist mein Dankeschön. Ich habe es von einer Kollegin bekommen. Jetzt gehört es Ihnen. Der Mann, der in der Maske steckt, wird Ihr neuer Chef werden, wenn ich richtig informiert bin, Herr F. Sie dürfen das Foto so nutzen, wie Sie wollen. Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie es brauchen könnten. Mit allen guten Wünschen, Vera Kuhlmann.‹

Ich holte einen großen Teller aus dem Schrank, stellte ihn in die Spüle und legte den Brief auf den Teller. Dann zündete ich mit einem Feuerzeug eine Ecke an. Die Flammen schlugen hoch, eroberten das Papier. Ich zweifelte keinen Moment an dem Wahrheitsgehalt dessen, was ich da las. Was Vera Kuhlmann mir mitgeteilt hatte, wurde von den Flammen verschlungen. Eine bizarre schwarze Plastik auf einem weißen Teller, an deren Rändern die letzten roten Punkte verglühten.

Ich nahm das Foto vom Küchentisch und steckte es vorsichtig in den Umschlag zurück. Ich lief mit ihm hinüber in mein Schlafzimmer, hob die Matratze an und schob das Bild darunter. Dort war es erst einmal gut aufgehoben.

Ich setzte mich auf mein Bett und dachte an die junge Frau, die sich die Pulsadern aufgeschnitten hatte. Wie sie mit bleichem Gesicht und traurigen Augen im Krankenhausbett gelegen hatte. Tanja ging es gut. Eine erfreuliche Botschaft. Vera Kuhlmann hatte nicht umsonst gemordet, und ich hatte nicht umsonst eine Mörderin laufen lassen.

Es passte zu Vera Kuhlmann, dass sie mir nichts schuldig bleiben wollte und sich jetzt mit diesem eigenartigen Foto bei mir bedankte. Dafür, dass sie die Jahre in Freiheit verbringen konnte. Nicht im Gefängnis gelandet war.

Ich betrachtete die dunkelblauen Kleidungsstücke, die um das Bett herum verstreut lagen. Das dunkelblaue Jackett, den dunkelblauen Rock, die dunkelblaue Strumpfhose. Mein dunkelblaues Outfit. Für die offiziellen Anlässe in meinem Leben. Die, bei denen ich schlecht in Himbeerrot und Lila auflaufen kann. Ich liebe muntere Farben. Das war nicht immer so. Früher waren mir Klammotten ziemlich egal, Farbe inbegriffen. Aber seit ich ein paar Jahre meines Lebens in senfgelben Hosen und grünen Uniformjacken verbracht habe, ist das anders. Seither finde ich toll, dass es Farben gibt.

Dunkelblau lässt mein Herz nicht gerade höher schlagen, aber ich gebe zu, manchmal genieße ich es, die Kollegen mit meinem gediegenen dunkelblauen Outfit zu überraschen. Das gibt ihnen ein bisschen zu kauen, denke ich, ob die Schublade, in die sie mich einsortiert haben, die richtige ist.

Gestern war Heinze, unser allseits beliebter Chef, in einer kleinen Feierstunde vom Präsidenten verabschiedet worden. Ein paar Tränchen hatten in seinen Augen geschimmert, als er sich für ›die schönen Jahre der gemeinsamen Arbeit‹ bedankte. Ich konnte seine Trauer gut nachvollziehen. Er trauerte, weil er uns nicht weiter quälen konnte. Seine Frau sah auch nicht gerade

fröhlich aus. Wahrscheinlich dämmerte ihr, dass sie jetzt diesen Kotzbrocken täglich zu Hause rumsitzen haben würde.

Woher wusste Vera Kuhlmann, dass Heinze pensioniert wurde? Und wer als sein Nachfolger ausgeguckt war?

Ihr Brief war perfekt getimt.

In Gedanken ging ich die Gesichter durch, die ich gestern Abend gesehen hatte. Eine seltsame Ansammlung schräger Typen. Manche der Kollegen sahen unseren Kunden verdächtig ähnlich. Und ich hatte mich wieder einmal gewundert, wie ich in diesem Haufen gelandet war.

Der Neue. Richtig. Weber, mein Kollege, hatte mich auf Froböse aufmerksam gemacht. Goldbrille und gut geschnittener Anzug. So was fällt in unserem Kreis auf.

Ich dachte an das Foto unter der Matratze. Den rosa Männerkörper im knappen Ledergeschirr mit der Ferkelmaske. Hübsches Outfit. War das die Reaktion eines Mannes auf ein Leben in gut geschnittenen Anzügen? Hatte seine Mama ihn vielleicht schon als Kind in Matrosenuniformen gezwängt?

Worüber machte ich mir eigentlich Gedanken? Bist du verrückt?, stoppte ich mich. Du brauchst einmal nicht zu malochen, feierst deine Überstunden ab und sitzt da und denkst nach über die Jungens, die dich auf der Arbeit nerven?

Aber so schnell kam ich nicht runter von dem Trip.

Ich dachte an Weber, meinen Partner. Was hatte der eigentlich gestern angehabt? Seine üblichen ausgebeulten Hosen und ein Jackett der besseren Sorte, das seine Frau ihm ausgesucht hatte. Richtig. Zur Feier des Tages hatte er eine Krawatte um den Hals gebunden. Irgendetwas dezent Seidenes, das farblich gut passte. Inga hat einen ordentlichen Geschmack. Trotzdem sieht er mit Strick um den Hals immer unglücklich wie ein gefangener Seehund aus.

Nach der Feierstunde hatte mich Weber noch zu einem Plauderstündchen abgeschleppt. Zwei Stunden auf einem Barhocker in einer verrauchten Kneipe hatten sich in meine Erinnerung eingebrannt. Zwei Stunden lang hatte mir Weber seinen Midlife-

Blues ins Ohr gebrummt. Und mich mit Fragen von philosophischer Fallhöhe genervt. Wozu? Weshalb? Warum? Der Sinn des Lebens und überhaupt. Antworten darauf hatte er Gott sei Dank nicht erwartet. Er wusste immerhin noch, dass es die nicht gibt. Ich brauchte ihn nur reden zu lassen und ein paar Mal einfühlsam ›oh yeah‹ zu grummeln. Das baute ihn wieder auf.

Ich lief zum Fenster und zog den Vorhang zur Seite. Die Sonne schien mir warm und kräftig ins Gesicht. Ich blinzelte ins Licht.

Zum Teufel mit irgendwelchen Damen, die mir Fotos schickten. Zum Teufel mit irgendwelchen Vorgesetzten, die in ihrer Freizeit mit Schweinchenmaske durch die Botanik krochen. Zum Teufel mit Webers Midlife-Blues. Das Leben war verrückt, kurz und sinnlos. Aber jetzt lockte es mich.

2

Alles fängt mit dem roten Kleid an. So ist es in ihrer Erinnerung. Aber kann sie ihrer Erinnerung trauen?

Vielleicht fängt es viel früher an. Vielleicht gibt es diesen einen Moment, in dem alles anfängt, gar nicht. Vielleicht gibt es nur Momente, viele einzelne, unzählige, eine ganze Kette davon, die den Keim für das legen, was Jahre später geschieht. Eine Großmutter, die bunte Perlen in die Zöpfe der Enkelin flicht. Eine Enkelin, die im Spiegel stolz den Kopf hin und her dreht, bis die bunten Zöpfe fliegen. Eine Mutter, die ihre Tochter mit einem Blick voller Liebe umfängt. Eine Tochter, die sich daran gewöhnt, im Zentrum liebevoller Blicke zu stehen. Eine Frau, die sich ohne diese Blicke verloren fühlt.

Solche Gedanken macht sie sich heute. Weil sie verstehen will. Was sie getan hat. Warum sie es getan hat. Sie will verstehen, wer sie war. Um herauszufinden, wer sie ist. Immer wieder kehrt sie zu dem roten Kleid zurück. Als ob die Frau, die am Tag vor ihrem

neununddreißigsten Geburtstag ein rotes Kleid kaufte, eine ganz andere Frau sei. Vielleicht gehen ihre Gedanken so gern zu diesem Tag zurück, weil es in ihrer Erinnerung der letzte Tag ist, an dem ihr Leben sonnig und unschuldig war. Der letzte Tag, an dem sie sich voll Zuversicht mit allen Sinnen der Welt öffnete. Der letzte Tag, an dem sie glücklich gewesen ist.

Ist es wirklich so gewesen, oder will sie nur, dass es so war?

Sie denkt an die Wochen davor. In ihrem Kopf steigen Bilder auf. Sie erinnert sich, wie ihre Füße in einem weichen Teppich versinken, wie sie eine geschwungene Holzterrasse hinaufsteigt. Eine junge Frau hält ihr einen Kassettenrecorder hin. Sie lehnt freundlich ab. Sie will sich die Bilder der Ausstellung ohne eine fremde Stimme im Ohr anschauen.

Die Ausstellung. Wie hat sie die nur vergessen können? Die Stilleben flämischer Meister. Die Ausstellung lange vor dem roten Kleid. Wie lange vorher? Sechs Wochen? Acht Wochen? Sie erinnert sich an graues Pflaster, auf dem weiße Blütenblätter kleben. Zertreten von den Schuhen der Besucher. Magnolienblüten. Und an den lila Fliederbusch am Eingang.

Auf diesem unglaublich weichen Teppich, der die Geräusche jedes ihrer Tritte schluckt, läuft sie von Bild zu Bild. Ist fasziniert von der Darstellung barocker Fülle, in die Vergehen und Verfall mit eingearbeitet sind. Sie erinnert sich an deftige Marktszenen mit frisch gefangenen Fischen, wo in den Ecken des Bildes schon die Fliegen und Schaben lauern. An Blütensträuße, in denen Blumen vereinigt sind, wie es sie in der Realität nicht zusammen gibt, weil sie alle zu unterschiedlichen Zeiten blühen. Darunter abgefallene Blätter, die verfaulen. Die Gleichzeitigkeit von Werden und Vergehen beeindruckt sie. Sinnenbetörende Lust mit eingebautem Verfall. Sie bewundert die Maler einer vergangenen Epoche, die in ihren Bildern Fülle und Vergänglichkeit gleichberechtigt nebeneinander Raum gaben. Vielleicht ist damit der Boden bereitet, dass sie auch sich als Teil dieses Prozesses begreift, dem nichts Lebendes entgeht.

Die Bilder haben sie stärker berührt, als es ihr bisher bewusst

geworden ist. Heute noch nimmt sie die Postkarten zur Hand, die sie damals im Museum gekauft hat. Schaut sich den Mann an, der mit beiden Händen an einer Schnur zieht; den zarten Lauf eines Rehs, um dessen Sprunggelenk sich die Schnur dreimal windet. Dort fest verknötet ist. Das Reh mit dem sanften braunen Fell, das mit abgeknickten Läufen in der Luft hängt, mit Augen, aus denen noch Leben spricht. Die Magd mit wollüstig weißem Dekolleté, die mit roten Händen ein Rebhuhn rupft. Den dunkel getönten muskulösen Arm des Knechts, der an ihr zupft. Flammend das Rot ihres Rocks, der unter dem Kittel hervorbricht.

Vielleicht haben diese Bilder sie für das Rot gewonnen.

Das helle, kräftige Rot, das für Leben steht und nicht für Tod.

Sie sieht noch den roten Krebs vor sich mit seinen Scheren, im Zentrum ihres Lieblingsbilds. In der Mitte eines überladenen Tisches, gleich neben einem Obstkorb, der überquillt von Trauben, Äpfeln und Aprikosen. Das Hündchen, das mit dem Tischbein spielt, die Katze, die auf die Leckerbissen lauert. Und unter dem Tisch: die Knochen. Erinnerung an das, was bleibt, wenn das Fleisch vergeht.

3

Vor der Tür erwartete mich ein strahlend blauer Himmel. Am Hafenbecken baute ein Angler zum Schutz vor den Strahlen der Sonne einen bunten Schirm auf. Ein leichter Wind kräuselte die Wellen im Hafenbecken. Es roch frisch. Nur die Blätter, die über die Straße wehten, verrieten, dass der Herbst schon da war.

Auf dem Dach meines Golfs klebten gelb gefärbte Kastanienblätter. Ein Vogel hatte mit einem dicken weißen Klecks sein Revier markiert. Ich schwang mich in den Wagen, warf einen letzten Blick hoch zu den Fenstern meiner Wohnung. Verdammt, ich hatte sie offen gelassen.

Das kam davon, wenn man an einem freien Tag an Kollegen in gut geschnittenen und schlecht geschnittenen Anzügen dachte. Nichts wie weg, dachte ich. Raus aus der Stadt. Ich hatte Lust auf anzugfreie Zonen. Auf Lebewesen, die, so wie die Natur sie schuf, auf Wiesen grasten und sich den Wind um die Nase wehen ließen.

Das Loch in meinem Magen erinnerte mich daran, dass ich noch nicht gefrühstückt hatte. Ich steuerte Richtung Kaiserstraße, wo eine Konditorei selbst gebackenen Kuchen verkauft. Vorbei an Geschäften, die bunte Markisen zum Schutz ihrer Auslagen ausgefahren hatten, an Eisdielen, deren Tische und Stühle noch draußen standen, an Menschen, die Sonnenbrillen im Gesicht trugen.

Ich fand einen Parkplatz vor dem Gericht. Ein Jurist stieg die Stufen herunter und verstaute die schwarze Robe in seiner Aktentasche. Er blinzelte in die Herbstsonne.

Ich gesellte mich zu einer älteren Dame und einem jungen Mann, die vor dem Kuchenbüfett warteten. Hinter blitzblankem Glas thronten die Torten. Schwarzwälder Kirsch, Frankfurter Kranz, Käsesahne, Mokka creme und Köstlichkeiten, deren Namen ich nicht kannte. Mir lief das Wasser im Mund zusammen.

Eine junge Frau mit weißer Bluse und weißer Schürze auf schwarzem Rock jonglierte die Kuchenstücke aus dem Büfett auf das Tablett. Schlug das Tablett in ein großes Stück Papier ein.

Ich bewunderte die rosigen Marzipanschweine auf dem Treisen, die mit einem grünen Kleeblatt im Maul die Stellung hielten. Die bunten Herbstblätter aus Marzipan, die fächerförmig auf einem runden Teller drapiert waren. In der Mitte ein Nest aus hellbraunen Maronen.

Jetzt war ich an der Reihe. Aus Gier und fern aller Vernunft bestellte ich acht Stücke. Und eine Extraportion frische Sahne. Die Dame mit der Spitzenschürze jonglierte nach meinen Anweisungen.

Ich reichte einen Schein über die Theke und nahm das Tablett in Empfang. Sorgsam balancierte ich es zu meinem Wagen. Ich

stellte es auf den hinteren Sitz und hatte es plötzlich sehr eilig, mein Fahrtziel zu erreichen.

Auf einer breiten Straße fuhr ich gen Süden. Die Sonne hing als strahlender Ball am Himmel. Schon bald ließ ich die Stadt hinter mir. Links und rechts der Straße lagen grüne Wiesen. Unter einem großen Baum suchten schwarz-weiße Kühe den Schatten. Zufrieden lagen sie da und kauten.

An der Ruhr trugen zwei Jungens ein Kanu über die Straße. Ein älteres Ehepaar bog in den Spazierweg ein. Er mit einer weißen Kappe auf dem Kopf und einem Spazierstock in der Hand, sie mit einem Strohhut mit breiter Krempe.

Mir sollte es recht sein, wenn die Sommer immer länger dauerten. Wenn es immer wärmer wurde. Ich hoffte nur, dass die globale Erwärmung gemächlich fortschritt. Dass das Ruhrtal erst mit Wasser voll lief, wenn es mich nicht mehr gab.

Tannen säumten die Straße, die sich aus dem Flusstal in die umliegenden Hügel zog. Ich ließ die Fensterscheibe herunter und roch den Wald. Würzig und kühl. Es war nicht mehr weit. Bald war ich an meinem Ziel.

Rechts und links der Straße lagen einzelne Häuser. Schilder zeigten an, wo man frische Kartoffeln und Eier kaufen konnte.

Ich bog in einen Weg ab, an dem kein Schild und kein Hinweis stand. Über Schotter fuhr ich zu dem Bauernhof, in dem meine Freundin lebte. Ich parkte unter der großen Kastanie, die vor dem Hofgebäude stand.

Das übliche Empfangskomitee erwartete mich. Die Pfauen in ihren Käfigen empfingen mich mit ihrem lauten Kreischen. Mit dem Kuchentablett in den Händen lief ich an ihrem Gehege vorbei. Konnte es sein, dass dieses Furcht erregende Tosen freundlich gemeint war?

Als würde er meine Gedanken erraten, stellte ein Pfau das Kreischen ein und begann mit seinen Federn zu rascheln. Gebannt blieb ich vor dem Maschendraht stehen und beobachtete ihn. Er spreizte seine Federn und schlug ein Rad. Ein Kreis blaugrüner Pfauenaugen changierte im Sonnenlicht. Ich war beein-